

Gregg Hurwitz

BLACKOUT

Thriller

Aus dem Amerikanischen von
Wibke Kuhn

Droemer

Originaltitel: The Crime Writer
Originalverlag: Viking, New York

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Copyright © 2007 by Gregg Hurwitz

Copyright © 2008 der deutschsprachigen Ausgabe bei
Droemer Verlag.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Redaktion: Regine Weisbrod

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: plainpicture / Pictorium

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-19771-4

2 4 5 3 1

*Für Stephen F. Breimer,
mit großer Zuneigung und Dankbarkeit*

Als ich aufwachte, spürte ich die Infusionsschläuche, die mit Heftpflaster an meinem Arm befestigt waren, eine Magensonde, die man mir durch die Nase gelegt hatte, und meine Zunge, die taub und dick wie eine Socke gegen meine Zähne drückte. Mein Mund war heiß und schmeckte nach Kupfer, und vom vielen Knirschen schienen alle meine Backenzähne zu wackeln. Als ich in das grelle Licht blinzelte, sah ich ein verschwommenes Gesicht, das unangenehm nah vor meinem schwebte – es gehörte zu einem Mann, der rittlings auf einem umgedrehten Stuhl saß. Seine dicken Unterarme hatte er übereinandergelegt, in einer seiner kantigen Fäuste hielt er ein Blatt Papier. Ein Zweiter stand hinter ihm, genauso gekleidet – zerknitterter Mantel, gelockerte Krawatte am offenen Kragen, ein Glitzern an der Hüfte. Ein zum Statistendasein verdammt Arzt wartete an der Tür und ignorierte das Gepiepe und Gefiepe der elektronischen Geräte ringsum. Ich war in einem Krankenhauszimmer.

Mit dem Bewusstsein kam auch der Schmerz zurück. Keine Lichttunnel, keine Explosionen, kein Feuerwerk und auch keine anderweitigen, abgedroschenen Klischees. Nichts als Schmerz, stumpf und konzentriert, ein Rottweiler, der sich in seinen Knochen verbissen hat. Geräuschvoll strömte die Luft durch meine Kehle.

»Er ist aufgewacht«, sagte der Arzt aus weiter Ferne. Eine Krankenschwester tauchte auf und stach eine Nadel in die Weiche meiner Infusion. Eine Sekunde später durchflutete

wohltuende Wärme meine Venen, und der Rottweiler legte eine Atempause ein.

Ich hob den Arm mitsamt den daran hängenden Schläuchen und tastete nach meinem dröhnenden Schädel. Meine Handfläche traf jedoch nicht auf Haar, sondern auf einen stoppeligen Saum. Benommenheit und Übelkeit verstärkten meine Verwirrung. Als meine Hand wieder auf meine Brust herabsank, bemerkte ich die dunklen Halbmonde unter meinen Fingernägeln.

Hatte ich mich irgendwo herausgegraben?

Der Polizist auf dem Stuhl drehte das Blatt Papier um, das er in der Hand hielt, und ich erkannte das Foto eines Tatorts.

Eine Nahaufnahme vom Oberkörper einer Frau, deren Unterleib mit dunklem Blut verklebt war. Die schmale Einstichwunde unter den Rippen war so schwarz, dass man hätte meinen können, man bräuchte einen stärkeren Blitz, um ihre Tiefen ganz zu ermessen.

Ich hob eine Hand, wie um das Bild wegzuschieben, und im stumpfblau fluoreszierenden Licht sah ich, dass der Dreck unter meinen Nägeln leicht rötlich schimmerte.

Ob von den Medikamenten oder vom Schmerz, ich weiß es nicht, aber ich spürte, wie sich mein Magen hob und meine Kehle plötzlich wie zugeschnürt war. Beim zweiten Versuch war meine Stimme immer noch rau und kaum hörbar hinter dem Plastikschlauch. »Wer ist das?«

»Ihre Exfreundin.«

»Wer ... wer hat ihr das angetan?«

Der Detective schob den Unterkiefer ganz langsam einmal von links nach rechts.

»Sie.«

I

Mein Auto stand auf Stellplatz 221 zwischen all den anderen abgeschleppten Autos. Ein Toyota Highlander – das Hybridmodell, so dass ich einen fetten Jeep fahren und trotzdem meine hohe Meinung von mir bewahren konnte.

Ich ließ den Motor an und blieb mit den Händen auf dem Lenkrad sitzen, um meine Vertrautheit mit diesem Gegenstand zurückzugewinnen. Mein Schädel brummte, meine Narbe, die zum Großteil von nachgewachsenem Haar verdeckt wurde, prickelte. Ich spürte einen Druck hinter den Augen, als wollte ich gleich losweinen, aber meine Tränen hatten vergessen, wo es langging. Das Autoradio war an. Springsteen lief immer noch schön am Fluss entlang, obwohl ihm das seit drei Jahrzehnten nichts anderes als Herzschmerz eingetragen hatte. Ich fragte mich, ob ich das Radio selbst angelassen hatte oder ob es irgendjemand beim Abschleppen angeschaltet. Hatte ich auf meiner letzten Fahrt Musik gehört? War ich am Steuer gesessen? War jemand bei mir gewesen?

Natürlich musste ich die Stellplatzgebühr bezahlen, sechshundert Dollar und ein paar Zerquetschte. Ich benutzte eine Kreditkarte, die meine Aufpasser schlauerweise in der Brieftasche gelassen hatten, die sie für mich aufbewahrt hatten. Auf der Heimfahrt kam ich an einem flackernden gelben Licht vorbei und spürte einen erregten Stich, als ich mein Auto parkte. Ein neues Wein- und Spirituosengeschäft.

»Ich möchte einen Bourbon. Haben Sie Blanton's?«

»Ne.« Der Typ hinter dem Ladentisch sah nicht einmal von seinem Schwarzweißfernseher auf, der ungefähr so groß war wie ein Radiowecker. Von seinen Lippen baumelte eine Zigarette, deren Asche schon seit Minuten nicht mehr abgestreift worden war. Ich konnte den Bildschirm zwar nicht erkennen, hörte aber, wie ein Reporter die neuesten Neuigkeiten über einen Bekloppten verkündete, der denselben Namen trug wie ich.

»Knob Creek?«, fragte ich weiter. Er schüttelte den Kopf.

»Maker's?«

Er sah kurz zu mir und zuckte zusammen. »Jack Daniel's.«

Ich hätte ihn darauf hinweisen können, dass Jack Daniel's ein Tennessee Sour Mash ist und kein Bourbon, aber ich hatte das Gefühl, dass es bei meinem ersten Gefecht in der richtigen Welt lieber um etwas wirklich Wichtiges gehen sollte. Guten Wein vielleicht.

»Den Single Barrel?«

»Ja, wir haben den Single Barrel.«

Ich spürte seinen Blick in meinem Rücken, als ich den Laden verließ.

Zwei Minuten später war ich auf dem Mulholland Drive. Die Asphaltrebe schmiegt sich an die Hügelkette von Santa Monica und schiebt ihre Ranken nordwärts durch das Valley Richtung Santa Anas und südwärts ins Becken von Los Angeles. Auf dem östlichen Abschnitt halten die Touristen am Straßenrand, um ein Foto von den großen, weißen Lettern zu schießen: HOLLYWOOD. Persische Paläste und Pseudo-Pueblos sitzen auf Gipfeln und an Hängen, verstecken sich hinter Toren und Steinmauern. Es ist eine gefährliche Straße, getränkt mit Wohlstand und Romantik, die Heimstatt der durchbrochenen Leitplanken, der sich da-

hinschlängelnden Straßen, der David-Lynch-Phantasie, des Frontalcrashs um zwei Uhr morgens. Man fährt so schnell wie möglich durch und ist froh, wenn man es hinter sich hat.

Heute Nacht hielt ich mich an die erlaubte Höchstgeschwindigkeit, denn ich fand, dass ich vorerst genug Probleme gehabt hatte. Ich fuhr die Mulholland in westlicher Richtung und bog kurz vor der 405 nach unten ab. Meine Auffahrt sah aus wie immer, teilweise beleuchtet von Verandalampen und den Bogenlampen am Gehweg. Die Autobahn war weit genug entfernt, dass der Verkehrslärm seufzend klang. Mein Haus lag im Schatten, aber ich hielt kurz inne, um die Umrisse zu betrachten. Trotz meiner Abwesenheit sah alles unverändert aus – wie Richard Neutra in einer Billigversion, sich überschneidende Ebenen aus Stahl, Glas und Beton, die gut harmonierten, aber eben doch nicht richtig elegant wirkten. Nachdem ich den Vertrag für mein drittes Buch unterzeichnet hatte, hatte ich mir genug zusammengebettelt und -geborgt, um noch ein letztes Zipfelchen auf dem Immobilienmarkt in L.A. zu erhaschen, der von Tag zu Tag enger wurde. Ich hatte viel zu viel bezahlt, aber die atemberaubende Aussicht, die sich bot, wenn man in meinem Garten hinterm Haus stand, tröstete mich darüber hinweg. Wenn ich es mir bis vor dem Prozess nicht wirklich hatte leisten können, dann konnte ich es jetzt erst recht nicht.

In meinem Vorgarten lagerten keine Nachrichtenteams. Keine Paparazzi in zwielfichtigen Gefährten. Kein schnauzbärtiger Sensations-Fernsehjournalist in Kampfausrüstung, der gleich auf mich losgehen wollte.

Ich fuhr in die Garage, nahm das Glas aus dem Getränkehalter am Armaturenbrett und die braune Papiertüte vom Rücksitz und ging ins Haus. Es fühlte sich seltsam an, nach

so langer Abwesenheit so wenig Gepäck dabeizuhaben. Kein großes Theater, keine Koffer, nur die Kleider, die ich am Leibe trug, eine Flasche in einer Tüte und einen Gehirntumor in einem Glas mit Schraubverschluss.

Vier Monate war ich weg gewesen, aber die Vertrautheit mit dem Ort war unvermindert. Der Riegel an der Vordertür, und das scharrende Geräusch, das die Tür beim Öffnen machte. Der besondere Duft im Haus, übereinandergelagerte Gerüche nach Teppich und Fliesen, Kaffee und Kerzenwachs. Gegenstände, die ich gekauft, Entscheidungen, die ich getroffen hatte. Die Gefühle, die in mir aufstiegen, brachen sich im selben Moment Bahn, als ich die Tür hinter mir zumachte. Sowie ich allein in meinem Haus stand, fing ich endlich an zu weinen. Mit gesenktem Kopf stand ich da, und meine Tränen tropften auf den Boden, obwohl ich mir die Hand auf die Augen gepresst hatte, im vergeblichen Bemühen, die Flut meiner Qual zurückzuhalten. Ich weiß nicht, wie lange ich zitternd dort stand, aber als ich die Hand wegnahm, musste ich blinzeln, weil mich das Flurlicht blendete.

Ich ging in meine Küche mit den Geräten aus rostfreiem Stahl und den Teakschränken, durch den Flur mit den sich x-fach wiederholenden Warhol-Bildern, an denen sogar ich mich mittlerweile gründlich sattgesehen hatte, vorbei am breiten Treppenhaus. Alles in diesem Haus war kalt und spitz – Steinplatten unter meinen Füßen, Marmorecken an den Arbeitsplatten, kantige Schubladengriffe. Die Atmosphäre hatte etwas Gekünsteltes, Anmaßendes. Wahrscheinlich hätte ich erleichtert oder sogar glücklich sein müssen, wieder zu Hause zu sein, aber ich fühlte mich nur zutiefst verunsichert.

Ich ging zu meinem einzigen wirklich genutzten Möbelstück im Haus, dem Clubsessel im Wohnzimmer. Abge-

wetztes Leder, Zierbeschläge aus Messing, dazu passende Ottomane: beides hatte ich auf einem Flohmarkt auf einem Gehweg bei Melrose entdeckt und meinen Highlander sofort mit quietschenden Reifen zum Stehen gebracht. Jetzt stellte ich den Jack Daniel's und den Gehirntumor zusammen auf den Wohnzimmertisch, wo sie in aller Ruhe ihre Berufsgeheimnisse austauschen konnten, ließ mich in den Sessel fallen und spürte, wie sich meine Schultern zum ersten Mal seit vier Monaten entspannten.

Tief einatmen. Länger ausatmen, als ich für möglich gehalten hätte.

Nichts, was ich jemals geschrieben hatte, war hiermit vergleichbar. Und ich hatte reichlich Gelegenheit gehabt, mir Dinge auszudenken. Ich hatte fünf Bücher veröffentlicht, von dreien die Filmrechte verkauft, eines war sogar schon verfilmt worden, wiewohl meine Leser es nicht wiedererkannten – jedenfalls die drei, die sich den Film angesehen hatten – und ich ehrlich gesagt auch nicht. Das Drehbuch über einen Pfarrer, der zum Kopfgeldjäger wird, trug den Namen (es ist mir peinlich, das so hinzuschreiben) *Der betende Jäger*, und die Hauptrolle wurde von einem Fernsehstar gespielt, der aus unerfindlichen Gründen für seine »Vielseitigkeit« bekannt war. Der Protagonist meiner Krimis ist Derek Chainer vom Morddezernat in L.A. (unseligerweise konvertierte er für obengenannten Flop zu Pater Chainer).

In meinen Büchern verursacht großer Schmerz weiße Explosionen vor den Augen, und Wut lässt den Kopf pochen. Was in meinen Büchern *nicht* beschrieben wird, ist das Gefühl, den verstümmelten Körper seiner Exfreundin auf Polizeiaufnahmen zu sehen. Oder wie schwierig es ist, sich getrocknetes Blut unter den Fingernägeln herauszukratzen.

Dabei hatte ich immer geglaubt, diese Welt zu kennen. Aber ich hatte sie nur äußerlich gekannt. Als ich zum ersten Mal im Bauch der Bestie war und mir ihre Verdauungssäfte zusetzten, ging mir auf, dass ich keinen blassen Schimmer gehabt hatte. Auf den dunklen Seiten des Lebens war ich immer nur als Tourist gewesen, der durch ein Fernglas zusieht, wie sich die Tiere gegenseitig auflauern und sich aneinander gütlich tun.

Mein Blick glitt durch das Zimmer und blieb an der Reihe mit meinen Büchern hängen – Hardcover, Taschenbücher, ausländische Ausgaben –, und mir wurde jäh bewusst, wie sehr ich noch die geringfügige Bedeutung, die ich ihnen zugestanden hatte, überschätzt hatte. Auf einen Schlag fühlte ich mich nicht mehr gerüstet für eine Welt, in der es offensichtlich kein System für die Verteilung von Erfolg und Scheitern gab. Mein Flohmarktsessel, der sich solide und tröstlich unter mir anfühlte, schien mir auf einmal unschätzbar wertvoll. Mein auf glänzende Buchrücken geprägter Name hingegen? Eines Tages würde ich nur noch eine schwache Erinnerung sein, ich und die restliche Halbprominenz, die sich in die angestaubten Ränge der Irgendwann-beinahe-mal-berühmt-Gewesenen einreihen durfte. Jahre später würde auf einer Party bei irgendeinem Idioten, der sich verzweifelt um Konversation bemüht, eine bestimmte Ausdrucksweise eine Erinnerung wachrufen. Und dann würden auch die anderen nicken und brav lügen. *Andrew Danner. Jaaa, genau, ich erinnere mich. Wie war das noch mal?*

Und womit würde unser Idiot dann aufwarten? Mit der Handlung eines Krimis, die er aus dem Dickicht seiner Senilität gerettet hat? Mit einer Antwort, die die juristischen Komplikationen berücksichtigte? Oder würde er einfach die Boulevardpresse zitieren? *Er war ein Mörder.*

Wie immer fiel es mir schwer, mir nicht ständig mit den Fingerspitzen den Kopf abzutasten, diese Linie von sich verhärtendem Gewebe, das einzig Bekannte, was ich aus den Nebeln meiner Amnesie mitgenommen hatte. Die Narbe an der Stelle, wo sie in meinem Gehirn herumgewühlt hatten, ging direkt hinter meinem linken Ohr los, kurz hinter dem Haaransatz, und verlief dann leicht gebogen Richtung Stirn. Mittlerweile hatte ich durch das Abtasten jeden Millimeter der rosa Narbe auswendig gelernt, als wären in ihren Buckeln und Kanten Antworten in Brailleschrift versteckt.

Ich schaltete den Fernseher ein, um vor mir selbst zu fliehen, aber da war ich schon wieder. Meine verstörte Reaktion, als das Urteil verkündet wurde. Auf dem Bildschirm wurden in mehreren Fenstern gleichzeitig verschiedene Interviewpartner eingeblendet, Bezirksstaatsanwälte und Aktivisten von Organisationen für Verbrechensopfer und dazu noch ein paar Mächtigen-Staranwälte. Ein Interview mit meinem Lehrer aus der siebten Klasse. Die altbekannte Aufnahme, die man aus einem Helikopter heraus von Genevièves Haus gemacht hatte. Ein geistreicher Nachrichtensprecher eines Privatsenders hatte Fotos von mir im Gerichtssaal per Photoshop zu den drei weisen Affen umgearbeitet, die nichts Böses sehen, hören und sagen.

Als Autor hatte ich einigen Erfolg gehabt, aber wirklich berühmt geworden war ich erst als Mörder. Squeaky Fromme, Johnny Stompanato, OJ, die Menendez-Brüder. Jetzt war ich einer von ihnen. Eine Geschichte über Schicksal und Schande. Noch so eine moderne Spielart dieser alten Geschichten von den seltsamen Leuten mit den Kränzen auf dem Kopf und den knubbeligen Knien. Die dumme Pandora, die einfach ihre Büchse nicht zulassen konnte. Der Blödmann, der seinen Vater umbrachte und sich dann

über seine Mutter hermachte. Habt ihr schon von dem Typen gehört, der eines Morgens aufwachte und sich nicht mehr erinnern konnte, seine Exfreundin umgebracht zu haben? Tagesgespräch bei Starbucks, Gegenstand oberflächlichen Geplappers und Pointe im Verkehrsradio. Ich schaltete den Fernseher aus und saß in der durchdringenden Stille.

Was würde *ich* denn denken, wenn ich mich nicht kennen würde? Motiv. Mittel. Gelegenheit. Dagegen kommt man mit Bauchgefühl nicht an.

Was hatte ich vor Gericht gesagt? *Ich glaube, dass jeder Mensch zu allem fähig ist.*

Aber leider war ich mein einziger unzuverlässiger Zeuge. Was ich wirklich brauchte, waren harte Fakten, die ich neben dem Sour Mash Whiskey und meinem hübschen kleinen Tumor auf den Tisch knallen konnte.

Der Sohn meiner Nachbarn, ein bebrillter kleiner Tyrann, der aussah, als wäre er einem Fernseh-Sketch entstiegen, bearbeitete gerade mal wieder seine Trompete. Er übte *Wer bei der Arbeit pfeift*, ohne jedes Gefühl für Tempo und Tonart. *Mit FRIschem Mut sein TAGwerk tut, schafft MEHR und spart VIEL ZEIT.*

Ich stand auf und schlenderte durchs Haus, um mich wieder mit den Dingen bekanntzumachen. Auf dem wackligen Küchentisch stand neben zwei Einkaufstüten voller Post mein Forscher-Messerblock, der sich immer noch in einer versiegelten, durchsichtigen Plastiktüte der Spurensicherung befand. Mir wurde eiskalt. Ein Willkommensgeschenk von der Staatsanwaltschaft oder der Polizei, das dazu gedacht war, mich wieder zurückzuwerfen. Für den Fall, dass ich vorgehabt hätte, wieder zu meinem normalen Leben zurückzukehren. Das Set mit den Messern aus rostfreiem Stahl war eines von Genevièves passiv-aggressiven

Geschenken gewesen, eine zehnfache Aufwertung meines kläglichen Billigbestecks mit den Plastikgriffen. Sie besaß haargenau denselben teuren Messerblock. Meine Messer hatten im Prozess ihren kurzen Auftritt gehabt. Sehen Sie her, meine Damen und Herren Geschworenen, er hat genau dasselbe Set wie sie, ganz neu und glänzend, und noch dazu ein Geschenk vom Opfer selbst! Die Inspiration für das Verbrechen!

Das Filetirmesser aus Genevièves Set war ein zentrales Beweisstück gewesen. Wie man mir erzählte, hatte ich ihr dieses Messer in den Unterleib gestoßen.

Ich nahm eine Schere aus einer Schublade und schnitt die Plastiktüte auf. Mit umständlicher Feierlichkeit stellte ich den Messerblock wieder an seinen Platz. Die Tüte knüllte ich zusammen und warf sie in den Mülleimer. Dann lehnte ich mich einen Moment gegen die Arbeitsplatte.

Ich versuchte, mich zusammenzureißen und mich zu erinnern, was ich jetzt für mich tun musste. Das Letzte, was ich in meiner Situation gebrauchen konnte, war ein postoperativer Anfall, also zog ich meine Tabletten aus der Tasche und warf ein Antiepileptikum ein, das ich mit einer Handvoll Wasser aus der Leitung herunterspülte. Was für eine erbärmliche Heimkehr in mein Zuhause.

In der Spüle standen ein leeres Glas und eine weiße Schüssel mit eingetrocknetem orangefarbenen Muster – schlagernder Beweis für den Verzehr einer Honigmelone. *Frühstück, dreiundzwanzigster September*. Das letzte konkrete Ereignis vor der Operation, an das ich mich erinnern konnte. Dieses Geschirr hatte das Gewicht eines archäologischen Fundes. Ich spülte es und stellte es weg, dann schleppte ich meine Taschen und meinen Tumor die Treppe hoch und den Flur auf der Empore entlang, den mein Immobilienmakler als Laufsteg bezeichnet hatte.